

Personalien

Russland hilft Deripaska

Der russische Milliardär Oleg Deripaska hat dank staatlicher Hilfe seine Beteiligung am weltweit größten Buntmetallproduzenten Norilsk Nickel vorerst behalten. Der Aluminiumbaron zahlte einen mit 25 Prozent der Norilsk-Anteile gesicherten Kredit über 4,5 Milliarden Dollar komplett an seine westlichen Gläubiger zurück, wie die russische Nachrichtenagentur *Interfax* am Mittwoch meldete. Zuvor hatte Deripaska von der staatlichen russischen Entwicklungsbank VEB einen Kredit über 4,5 Milliarden Dollar aus dem Stützungspaket der Regierung erhalten, um die Übernahme seiner Norilsk-Aktien durch die westlichen Banken zu verhindern.

Der 40-jährige Deripaska hatte sein Imperium um den weltweit größten Aluminiumproduzenten Rusal in den vergangenen Jahren mit Hilfe westlicher Milliardenkredite zusammengekauft. Der Wert seiner Norilsk-Aktien ist zwischen Mai und Ende Oktober von 14,3 Milliarden auf 3,25 Milliarden Dollar gesunken, in den vergangenen Tagen aber auf knapp 5,3 Milliarden Dollar wieder gestiegen. Das westliche Bankenkonsortium soll die Pfandrechte auf das Norilsk-Paket demnächst an die VEB-Bank übertragen. Deripaska war im Oktober bereits beim deutschen Baukonzern Hochtief und bei dem kanadischen Autozulieferer Magna ausgestiegen, um an Geld zu kommen.

Nach Expertenschätzung müssen russische Unternehmen in den kommenden 15 Monaten ausländische Kredite von mehr als 100 Milliarden Euro tilgen. Da in Russland das ohnehin schwierige Kreditgeschäft fast komplett lahmgelegt ist, hilft der Staat mit seinen noch immer gewaltigen Währungsreserven von 500 Milliarden Dollar aus. *dpa*

Fed holt gescheiterte Banker

Ausgerechnet der frühere Risikochef der spektakulär gescheiterten US-Investmentbank Bear Stearns soll in New York künftig für die Bankenaufsicht zuständig sein. Die regionale Notenbank von New York ernannte Exmanager Michael Alix zum Vizepräsidenten in der Abteilung für Bankenkontrolle. Die Entscheidung wurde in US-Medien am Mittwoch heftig kritisiert. Die einst fünftgrößte amerikanische Investmentbank Bear Stearns war im Frühjahr eines der ersten großen Opfer der Kreditkrise. Sie hatte sich spekuliert und musste auf Druck der US-Notenbank Federal Reserve ihrem Notverkauf an den Finanzkonzern J.P. Morgan Chase zustimmen. Experten schlugen auf die Fed ein: „Katastrophales Scheitern“ sei in ihrer Geschichte noch nie so belohnt worden wie in diesem Fall, urteilte ein Experte im *Wall Street Journal*. Die New Yorker Notenbank am Finanzplatz Wall Street ist die wichtigste unter den regionalen Notenbanken der USA. Sie spielt im Kampf gegen die Finanzkrise eine zentrale Rolle. *dpa*

Scandlines-Vorstand geht

Andreas Lübs, bisher Geschäftsführer der Fährreederei Scandlines Deutschland und Finanzvorstand der übergeordneten Scandlines-Gruppe, ist ab sofort nicht mehr im Unternehmen. Seine Aufgaben übernehme Scandlines-Chef Michael Hassing, schreibt die Reederei. Sie fährt vor allem auf der bekannten Vogelflug-Linie zwischen Deutschland und Dänemark und außerdem auf weiteren Strecken zwischen Deutschland, Dänemark, Schweden, Finnland und Lettland. Vor gut einem Jahr war Scandlines von der Deutschen Bahn und dem dänischen Transport- und Energieministerium an ein Konsortium aus den Finanzinvestoren 3i und Allianz Capital Partners und die Deutsche Seerederei verkauft worden. *henh*

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Eine Dienstleistung des SZ-Archivs

WIRTSCHAFT

Mit stolzem Zorn

Christine Herntier hat den letzten Tuchverarbeiter der alten Textilregion Lausitz gekauft. 15 Jahre später scheint es, als sei er gerettet

Von Steffen Uhlmann

Die heilende Wirkung der Krappwurzel (Rubi tinctorium) bei Gallenleiden ist leidlich bekannt. Christine Herntier hat die Heilpflanze außerdem genutzt, um eine Firma gesund zu machen: die Spremberger Tuche. „Krapp ist einer der ältesten Pflanzenfarbstoffe“, sagt die Geschäftsführerin des einzigen noch existierenden Textilveredlers in der Lausitzer Region, der seit Anfang des Jahres „Lebens-Stoffe“ vermarktet. „Wir haben unserer aus Naturfasern gewebten und mit Naturfarben gefärbten Stoffkollektion diesen Namen verpasst, weil wir uns abheben wollen von der Konkurrenz in einer Branche, in der es ganz einfach um das schnöde Überleben geht“, sagt die Tuche-Chefin. „Mit der Weltneuheit erobern wir den Markt.“

Von der Welt da draußen spricht Herntier gern. Sie nennt sich ein durch und durch bodenständiges „Lausitzer Gewächs“, sie ist eine, die den ersten Teil ihres Lebens in der DDR verbracht und seit dem Mauerfall auf Privat- und Dienstreisen die halbe Welt gesehen hat. Die Neugier auf die andere Hälfte habe sie nicht verloren, sagt Herntier.

Sie stammt aus Spremberg, hat nach dem Abitur Maschinenbau und Betriebswirtschaft studiert und ist gleich nach dem Studium in die Textilbranche eingestiegen, die in der Lausitz über Jahrhunderte hinweg beheimatet gewesen war. Zu DDR-Zeiten hatte sie die Materialwirtschaft im Cottbuser Textilkombinat geleitet, einem Großunternehmen, das zu Spitzenzeiten über 22 000 Menschen beschäftigte und die Marktwirtschaft nicht überlebte.

Die Ankunft des älteren Herrn

„Nur die traditionsreichen Spremberger Tuche sind letztlich übrig geblieben“, sagt Herntier. Einfach war es nicht. „Erst hat uns die Treuhand in Stich gelassen, dann dieser österreichische Lodenfabrikant“, sagt sie. „Eigentlich waren wir schon zimal tot hier und haben doch immer weitergemacht – bis heute. Herntier, inzwischen Mitte fünfzig, ist Stolz, zornig, selbstironisch, vielleicht auch dickschädelig: „Wir sind hier nu mal nicht die Pappnasen aus der ostdeutschen Provinz, die sich ihrem gutgewollten Schicksal ergeben“, sagt sie.

Deshalb würde Herntier ihre Zweifel an ihrem Tun auch gerne aus ihrem Kopf verbannen, endlich einmal, 15 Jahre nach dem Neustart. Als 1993 ein österreichischer Investor die gerade von der Treuhandanstalt übernommene Spremberger Tuchfabrik endgültig schließen wollte, hat sie nach schlaflosen Nächten und langen Gesprächen mit ihrem Mann einen Kredit aufgenommen. Gegen den Willen des Besitzers, der auf seine Konkurrenzausschlussklausel verwies. „Als Kamm-



90 Farben kann Christine Herntier herstellen, aber sie will mehr. Mehr Farben – und mehr Kunden.

Foto: oh

Uraltes Handwerk

Der Wunsch, Textilien schöner, gebrauchstüchtiger und farbig zu machen, ist so alt wie die Fähigkeit zu spinnen und zu weben. Dabei waren die Färber über Jahrtausende hinweg auf natürliche Farbstoffe angewiesen, die sie aus Früchten, Pflanzen, Wurzeln, Hölzern oder aus Mineralien herstellten. Auch Schnecken lieferten in winzigen Mengen das wertvolle Purpurrot. Erst im 19. Jahrhundert gewannen synthetische Farbstoffe die Oberhand, weil sie weit billiger hergestellt werden konnten und damit die natürlichen Farbstoffe verdrängten. Der Weg zur industriellen Großserienfertigung war damit geebnet. Die Allianz zwischen Chemie und Textilveredlung hält bis heute an, doch erfahren Naturfarbstoffe eine Renaissance. Das gilt für das Handwerk – und für die Industrie, nicht erst seit die Spremberger Tuche ein Verfahren entwickelt hat, um natürliche Farben industriell zu nutzen. *uhl*

garn-Weberei konnte die Tuche wegen der Schutzklausel nicht weiterbestehen“, sagt Herntier. „Als Färberei und Veredlungsbetrieb dagegen schon.“ Der Neustart sei schwierig und spannend gewesen, sagt sie. Die Konkurrenz sei mörderisch. „Es geht nur um Preise und Lieferzeiten, Qualität wird vorausgesetzt“, sagt Herntier. Jahrelang operierte der Neuling in Sachen Färben und Veredeln am Rande des Ruins.

Das änderte sich erst, als Leon Gonczarowski im Dezember 1998 in Spremberg auftauchte. „Da stand plötzlich ein älterer Herr bei uns vor der Tür und bat mich, den Betrieb besichtigen zu können. Nach einer Stunde hatte er genug gesehen und mir beschieden: ‚Den Betrieb kaufe ich und Sie engagiere ich gleich mit‘.“ Seit 1999 gehören die Spremberger nun zu den im bayerischen Hof ansässigen Le-Go Bekleidungswerken. „Gonczarowski hat den Betrieb mit unserer Hilfe Zug um Zug erweitert und modernisiert“, sagt Herntier. Über sechs Millionen Meter Stoff werden die 90 Tuche-Mitarbeiter in diesem Jahr für Konfektionäre veredeln. Der Großteil davon

wird in den Nähereien von Le-Go zu Herren- und Damenoberbekleidung verarbeitet.

Aber die Tuche kann mehr, als sie leistet, nach wie vor. „Wir könnten noch viel mehr machen, sagt die Tuche-Chefin. „Unsere Jahreskapazität liegt bei neun Millionen Metern.“ Herntier weiß, dass sie mit den Lebens-Stoffen diese Lücke nicht schließen kann. Natur mit Luxus vereint verkauft sich nicht als Massenprodukt. „Zunächst wollen wir auf uns aufmerksam machen in dieser knallharten wie bunten Branche“, sagt die Tuche-Chefin. Eine ganze textile Kooperationskette vom Anbau der Faser- bis hin zu den Färberpflanzen hat sie aufgebaut. Baumwolle, Leinen, Seide oder Stoffe aus Hanf werden inzwischen in mehr als 90 Farben geliefert. Doch Herntier will mehr – mehr Farbvarianten und vor allem mehr Abnehmer. Junge Modemacher aus Berlin hätten bereits ganze Kollektionen aus den Lebens-Stoffen gefertigt. Auch Jil Sander interessiere sich jetzt für das Naturprodukt. „Ein Stück der Tür steht bei Sander schon offen“, glaubt sie. „Ich will – nein, ich muss dort hinein.“

Mister Terabyte

Bill Watkins glaubt, dass bald jeder riesige Festplatten zu Hause haben will. Seine Firma Seagate ist Marktführer und soll sie liefern

Wieviel Speicher braucht ein Verbraucher im digitalen Zeitalter? 500 Gigabyte vielleicht, das entspricht 120 000 Liedern oder 160 000 Digitalbildern. Oder besser das doppelte, also gleich ein Terabyte? Bill Watkins besitzt daheim ein halbes Dutzend Terabyte an Speicherplatz, erzählt er. Der Chef des weltweit größten Festplattenherstellers Seagate lebt in der Nähe von Santa Cruz in einem Haus der Zukunft. In jedem Raum kann er Filme schauen oder Lieder hören, die zentral gespeichert sind. In vier oder fünf Jahren habe jeder so viel Speicher daheim. „Es ist wie im Wilden Westen: Die Eroberung des Zuhauses hat begonnen.“ Und Seagate will seinen Claim schon heute abstecken.

Festplatten bilden das Langzeitgedächtnis eines jeden Computers. Auf den rotierenden Magnetscheiben speichern die Rechner ihre Daten. In den 90er Jahren, erklärt Watkins, hätten die Speicherfirmen die Rechenzentren in Unternehmen erobert. Heute zielt die Industrie auf das Zuhause. „Als Verbraucher wird man inzwischen mit digitalen Inhalten überschwemmt“, sagt er. Bilder, Musik,

Filme, alles kommt heute in computerlesbarer Form, dazu der weltweite Versand der Dateien über das Internet. „Es geht weg von der physikalischen Verbreitung der Inhalte hin zur elektronischen.“

Watkins will daraus Profit schlagen. Im abgelauenen Geschäftsjahr des Unternehmens, das im Juni geendet hat, haben Verbraucher fast 50 Millionen Terabyte Speicher gekauft, deutlich mehr als Unternehmen. In drei Jahren soll sich der Bedarf mehr als verdoppeln. Das Problem: Wegen des Preiskriegs in der Branche arbeiten viele Hersteller mit Verlust. In den 80er Jahren, als Personal Computer gerade neu auf den Markt kamen, gab es fast 100 Produzenten von Festplatten. Heute sind es nur noch sechs. Seagate als Marktführer sowie Western Digital und Hitachi Global Storage beherrschen vier Fünftel des Marktes.

Die übrigen drei Hersteller würden sich schwertun wegen ihrer geringen Absatzmengen, sagt Watkins. Er hofft auf eine weitere Marktberreinigung durch die drohende Rezession. „Das kann sich für uns als günstige Gelegenheit entpuppen, weil vielleicht einer der anderen aufgibt



Der Chef des Festplattenherstellers Terabyte, Bill Watkins.

Foto: oh

oder zwei sich verbünden.“ Wegen der unterschiedlichen Firmenkulturen will er mit Seagate keinen der asiatischen Konkurrenten übernehmen. Interessant seien dagegen Käufe von kleineren Softwarefirmen oder Anbieter mit interessanten Technologien.

Watkins startete selbst nach dem Politikwissenschafts-Studium bei jungen Unternehmen aus der Informationstechnologie ins Berufsleben. „Ich bin im Silicon Valley groß geworden“, sagt er. Die flachen Hierarchien bei den jungen Firmen hätten ihn gereizt. Zu Seagate kam der 55-Jährige durch eine Übernahme vor zwölf Jahren. Er arbeitete damals beim US-Festplattenhersteller Conner. Seit 2004 steht er Seagate als Chef vor. Nun bereitet er die Mannschaft auf den drohenden Wirtschaftsabschwung vor. „Kurzfristig werden wir leiden wie der Rest der Welt“, sagt er. „Die Leute kaufen vielleicht kein Haus mehr, aber sie surfen weiter im Internet, das ist das billigste, was sie tun können. Wir hoffen deshalb, dass sich die Konjunktur wieder erholt – und der Speicherbereich noch schneller.“

Thorsten Riedl

Im Blickpunkt

Solide beim Schnaps

Die Familien geben die Macht bei Pernod Ricard an Pierre Pringuet ab

Der Wechsel wurde gut vorbereitet, denn er bedeutet eine Zäsur. Pierre Pringuet, 58, wird als erstes Nicht-Familienmitglied Pernod Ricard führen, den zweitgrößten Spirituosen-Konzern der Welt. Er löst Patrick Ricard ab, der 30 Jahre lang an der Spitze des Unternehmens stand. Kurz bevor er damals die Geschäfte übernahm, hatten die beiden französischen Anis-Aperitif-Hersteller Pernod und Ricard fusioniert. Patrick Ricard, 63, der Sohn des Ricard-Gründers Paul, brachte den Konzern danach zur Blüte und vervielfachte Gewinn und Börsenwert.

Für Pringuet ist das eine Bürde und Ansporn zugleich. „Nichts, absolut nichts wird sich an der Strategie, an der Firmenkultur oder der Führungsstruktur ändern“, entgegnet er allen, die erwarten, dass er dem Familienunternehmen nun seinen eigenen Stempel aufdrückt. Allen anderen voran wird die Familie Ricard, die noch gut 15 Prozent am Unternehmen hält, dies zu verhindern wissen. Patrick Ricard, der Vorsitzender des Verwaltungsrates bleibt, behält ein Büro neben dem von Pringuet und wird bei allen Entscheidungen mitreden, die die Strategie des Hauses, deren Marken und die Finanzen betreffen. „Niemals werde ich die finanzielle Solidität des Unternehmens gefährden“, sagt Pringuet schon.

Der Gefesselte ist eher ein Übergangskandidat, bis ein neues Familienmitglied die Führung übernehmen kann. Alle potentiellen Kandidaten aus der Familie sind noch zu jung und unerfahren, um einen Konzern mit einem Jahresumsatz von 6,5 Milliarden Euro zu leiten. Diese



Pierre Pringuet

Foto: AFP

Generationenlücke schließt Pringuet, der auch deshalb den Eindruck einer Interimslösung erweckt, weil er kein sonderlich ausgeprägtes Profil hat. Seine fachliche Qualifikation steht gleichwohl nicht in Abrede. Er absolvierte die namhaftesten Ingenieursschulen von Paris und stieß schon vor mehr als 20 Jahren zu Pernod Ricard, was damals allerdings Verwunderung auslöste. Pringuet war zuvor für die sozialistische Regierung tätig, unter anderem im Landwirtschaftsministerium. Patrick Ricard werden hingegen kaum Sympathien für die Linken nachgesagt. Dennoch machte er Pringuet 2000 zu seinem Stellvertreter. Ricards designierter Nachfolger mischte in dieser Funktion schon bei allen großen Übernahmen mit: Seagrams 2001, Allied Domecq 2005 und Vin&Spirit 2008.

Doch mit den vielen Käufen ist es nun vorerst vorbei, bis 2010 werde es keine Übernahmen geben, sagt Pringuet. Zunächst müsse man das bisher Gekaufte verdauen. Eine Attacke auf die Vormachtstellung des Weltmarktführers Diageo ist damit erstmal zurückgestellt. Pringuet will vielmehr einzelne der 15 strategischen Marken des Hauses zur Nummer eins in ihrem Segment machen, zum Beispiel Chivas bei Whiskys und Absolut bei den Wodkas. Dieses Ziel hält er für realistisch und fürchtet auch die Finanzkrise nicht, von der bisher nicht abzusehen sei, dass sie Auswirkungen auf den Umsatz des Konzerns habe. Vielmehr habe das Rauchverbot dazu geführt, dass in Kneipen weniger Alkohol konsumiert werde. Doch stattdessen, sagt Pringuet, tranken die Menschen Zuhause mehr. *Michael Kläsgen*

Böse Buben im Parlament

Was verstehen die Politiker eigentlich vom Steuerrecht? Die Fachleute beim Münchner Stadtforum haben da so ihre Zweifel

Von Marco Völklein

men, so dass 80 Prozent der Vorgänge mit einer Steuerbefreiung endeten. Die Reform kappte die Vergünstigungen, als Ausgleich sank der Satz auf zwei Prozent (mittlerweile liegt er bei 3,5 Prozent). „Das Steueraufkommen hat sich dadurch sogar erhöht“, sagt Balke. „Das

wäre mal ein Vorbild gewesen für eine Reform des Einkommensteuerrechts.“

Doch dazu fehle den Bundestagsabgeordneten auch der Mut, ergänzte Rainer Holznagel vom Bund der Steuerzahler. Das komplizierte Steuerrecht ermögliche es den Parteien, ihre spezielle Wähler-

klientel zu bedienen. So habe die Union vor einigen Jahren die Steuerfreiheit für Nachtzuschläge abschaffen wollen. Die Gewerkschaften mobilisierten aber die SPD und setzten letztlich die Beibehaltung durch. Somit bleibe das Steuerlabyrinth erhalten, kritisierte Holznagel.



Blick in den Plenarsaal des Deutschen Bundestags: Die Abgeordneten kassieren neben ihren Diäten eine steuerfreie Pauschale in Höhe von 45 000 Euro, für die sie keine Nachweise vorlegen müssen. Viele Bürger regen sich darüber auf. Ein Finanzrichter aus Hannover hat nun Verfassungsbeschwerde eingereicht.

Foto: ddp

Ein weiterer Grund für die Kompliziertheit des Steuerrechts sei, so argumentierte Finanzrichter Balke, „dass sich die Abgeordneten selbst nicht an das halten müssen, was sie uns Steuerzahlern aufbürden“. Als Beispiel nannte er die steuerfreie Pauschale der Abgeordneten: Ein Normalbürger, der mehr als 920 Euro an Werbungskosten geltend machen möchte, muss jede einzelne Ausgabe nachweisen. Ein Bundestagsabgeordneter dagegen erhält zusätzlich zu seinen Diäten eine steuerfreie Pauschale in Höhe von jährlich rund 45 000 Euro – und zwar ohne Einzelnachweise. Dagegen hatte Balke, gemeinsam mit anderen Bürgern, vor dem Bundesfinanzhof geklagt. Das oberste deutsche Steuergericht wies seine Klage aber ab. Nun hat Balke eine Beschwerde beim Bundesverfassungsgericht eingereicht. Ob sie angenommen wird, ist derzeit offen.

Der Jurist forderte die Bürger auf, es ihm trotzdem gleichzutun. An den Finanzgerichten säßen „Richter mit gefesselten Händen“, sagte Balke. Mit einer umfassenden Steuerreform in den nächsten Jahren rechnete keiner der Diskussions Teilnehmer. Um so wichtiger sei es, so Balke, dass sich die Bürger zur Wehr setzten: „Ihre Anträge, ihre Verfahren brauchen wir, um ein besseres Steuersystem voranzubringen.“

Das Stadtforum ist eine Veranstaltung von Süddeutscher Zeitung, Stadtparkasse München und Gasteig GmbH.

mvoelklein

SZ20081106S1085971